

# DREHT EUCH!

Text: Marc Bielefeld / Fotos: Paul Langrock  
Der Artikel ist zuerst erschienen in mare, Ausgabe April / Mai 2019



DEM WIND ENERGIE ABZULUCHSEN mag ein sauberes und zukunftsweisendes Geschäft sein, an diesem Wintermorgen beginnt es kalt, dunkel und ungemütlich. Es ist kurz nach vier in der Nacht, dünner Eisregen geht über dem dänischen Esbjerg nieder, die Pieranlagen sind gefroren. Im Hafenbecken liegen Versorgungsschiffe und Errichterplattformen, hell erleuchtete Stahlriesen, von denen ein hohles, fernes Klonken hallt. Es ist der Sound der Windindustrie, Metall auf Metall.

Unten an der Südmole gehen sechs Offshoretechniker an Bord eines *Crew-Transport Vessel* (CTV), einem doppelrumpfigen Arbeitspferd, das Mannschaften und Material zwischen Festland und den Windparks im Meer hin- und herfährt. Die Techniker treten ihre zweiwöchige Schicht an den Turbinen an, sechs müde Gesichter, die schweigend der Überfahrt zu ihrem Arbeitsplatz entgegenblicken.

An Deck lösen zwei Matrosen die Trossen, oben im Cockpit prüft Kapitän Russ die letzten Wetterberichte. Er trägt Jogginghose, Sweatshirt, Adiletten, blickt von seinem gefederten Kapitänssessel auf die gläsernen Instrumente. Ungerührt nippt er an seinem Kaffee. „Die Überfahrt wird ein bisschen holprig“, sagt er. „Wir haben zwei Meter Restwelle, frontal gegenan.“

Vier Stunden muss die „MO1“ gegen die See marschieren, bis sie den Offshorepark DanTysk erreicht. Die Windenergieanlage DT 22, die Vattenfall und den Stadtwerken München gehört, liegt 110 Kilometer westlich der dänischen Küste, weit draußen in der Nordsee, wo der Wind öfter und stärker weht als an Land. Meterhoch klettert die „MO1“ durch die See. Für viele Windtechniker bleibt der Weg zur Arbeit ein ungewohnter Ritt. Sie sind Elektriker, Ingenieure, Metallbauer – Landberufe. Seit jedoch immer mehr Windparks im Meer entstehen, ist die Seefahrt Teil des Geschäfts. Die einzige Alternative ist der teure Helikopter. Aber er fliegt nur zur Plattform, wenn das Übersetzen per Boot zu gefährlich wird.

Bald sind die Gesichter an Bord kreideweiß. Für Seekranke hält Russ einen Ratschlag parat. „Musst Apfelkuchen essen, schmeckt runter wie rauf gleich gut.“ Wen es ganz schlimm erwischt, dem sagt er: „Such dir einen Job an Land.“



Umspanwerk und Wohnplattform

Nach gut drei Stunden taucht die OAP, die von Vattenfall betriebene *Offshore Accommodation Platform*, im grafitgrauen Meer auf. Eine stählerne Spinne auf gelben Beinen, deren Flutlichter einen gleißend hellen Lichtkranz aufs Wasser werfen. Mehr als 40 Meter hoch ragt das Trumm aus den Wogen, verankert auf gewaltigen Stelzen, die in 25 Meter Tiefe in den Meeresgrund gerammt sind. Eine 3800 Tonnen schwere und 100 Millionen Euro teure Unterkunft für die Arbeiter des Windes, deren Job darin besteht, die „Mühlen“ da draußen auf See in Bewegung zu halten. Die 152 Windturbinen – 80 im Windpark DanTysk, 72 im benachbarten Windpark Sandbank – entwachsen dem Meer wie fragile Pflanzen; jede einzelne kann bei guten Bedingungen Strom im Wert von 25 000 Euro am Tag erzeugen und 5000 Haushalte versorgen.



An Bord des Crew-Transport Vessel bereitet die Besatzung das Anlegen an die Wohnplattform vor

Die Techniker sind in ihre schweren Überlebensanzüge gestiegen, an ihren Hüften hängen Karabiner, Gurte, Sicherungsleinen, alle Mann tragen Rettungsweste und Helm. Kapitän Russ dockt die „MO1“ an, drückt den Bug des Schiffes unter Schub ans Metall. Das Boot hebt sich, senkt sich, Gummi quietscht. Ein eisiger Wind pfeift durch die Streben und Verankerungen, als die Offshoretechniker, einer nach dem anderen, einen großen Schritt machen und die schmale Leiter hinaufklettern, bis sie in 20 Meter Höhe die eigentlichen Decks erreichen. Unten legt die „MO1“ wieder ab, oben steigen die Männer durch eine letzte Luke. Dann sind sie drin. Zwei Wochen Dienst liegen vor ihnen, auf dieser Raumstation über dem Meer. Neonlicht nimmt sie in Empfang, das Rauschen der Klimaanlage.



Notfallsanitäter Dominik Binz

Dominik Binz gibt den neuen „On-Signern“ die Nummern ihrer Kammern. Er ist Notfallsanitäter auf der Plattform, kümmert sich aber auch um die Sicherheitseinweisungen, macht Hygieneinspektionen und bereitet die Helikoptertransfers vor. Binz trägt gelbe Sicherheitshosen, Arbeitsschuhe, Helm. „Kommt erst mal an“, sagt er. „Den Rest kennt ihr ja, alles wie immer. Heute ist übrigens Steaktag.“ Sein Tetra piept, das Funkgerät. Binz soll auf Deck 1 kommen, eine neue Ladung Equipment checken. Die Männer verteilen sich, bringen die Ausrüstung in die Umkleide auf Deck 2, ihre Sachen auf die Kammern in den oberen Decks. Keine Gischt, kein Schwanken mehr. Nach der Überfahrt fühlt es sich an, als hätten sie eine hermetisch geschlossene Käseglocke betreten. Die Gänge riechen nach Reinigungsmittel, Aluminium blitzt, überall verlaufen Kabel und Rohre. Binz verschwindet durch eine Stahltür. „Wir sehen uns zum Mittag in der Kantine!“, ruft er noch. „Und morgen haben wir einen Evakuierungsdrill.“

24 Frauen und Männer weilen in dieser Woche auf der Station, um die Turbinen in den Windparks in Schuss zu halten. Im Sommer, wenn die regelmäßigen Inspektionen anfallen, wohnen bis zu 60 Techniker auf der Plattform. Sie kommen und gehen im Zwei-Wochen-Rhythmus. „Two on, two off“, so ist das Leben der Windarbeiter getaktet. Frühstück ab halb sechs, Mittagessen um zwölf, Abendessen um sieben. Jeden Morgen um halb sieben ist *Toolbox-Meeting* im Konferenzraum. Dort werden die Wetteraussichten besprochen, die Außeneinsätze an den Windrädern verteilt, besondere Aufgaben geplant.

Die Crews kennen sich gut, von den wochenlangen Einsätzen, aber auch vom gemeinsamen Zeittotschlagen auf der Plattform. Bei Sturm kann niemand auf die Turbinen, und oft dauert es, bis Ersatzteile eintreffen. Dann geht das Warten an die Nerven, und irgendwann sinkt die Stimmung. Der Wind auf der Nordsee schläft nicht, das Geschäft mit ihm darf es auch nicht. Fallen nur einige Turbinen aus, kann das schnell mehrere hunderttausend Euro am Tag kosten.



Der nächste Tag. Punkt zwölf, 14 Mann erscheinen in der Kantine zum Mittagessen. Es gibt Salate, Suppen, kaltes Hühnchen, Pasta, Currywurst, Pommes frites, Gemüse, Brot, Käse, Obst, so ziemlich alles, was der Mannschaft schmeckt, mitten auf See, mitten im Winter. Das ist die Idee der Plattform. Ein wenig Luxus, ein Gewinn an Lebensqualität, wenn die Servicetechniker zwischen Zwölf-Stunden-Schichten von den Windturbinen zurückkehren. Es gibt Internet hier, die Offshoreleute wohnen in Einzelzimmern mit Bad, TV, Telefon. Sie können den Fitnessraum nutzen oder Tischfußball spielen, auch wenn draußen ein Orkan tobt. Zwei Wochen kann sich die Station autark versorgen. Wasser, Strom, Essen, für alles gibt es Reserven und redundante Systeme.

Darragh Buch betritt die Kantine, der Plattformmanager, kahlgeschorener Schädel, blaues T-Shirt, Jeans, Crocs. Er nimmt zwei Würste, eine Ladung Kartoffelbrei und setzt sich zu einer Runde Servicetechniker. Ein, zwei Witze fliegen über den Tisch, ein paar Worte zu einem anstehenden Crewtransfer. Zwei Neuen hatte er vorhin gesagt: „Nicht in Arbeitsklamotten zum Essen erscheinen, wir wollen hier bitte eine gewisse Tischkultur wahren.“



Buch, 40, fuhr 15 Jahre lang als Leitender Ingenieur auf Containerschiffen zur See. Nun kommt er alle vier Wochen als Verantwortlicher auf die Plattform. Er ist für Logistik und Sicherheit zuständig, den reibungslosen Betrieb, muss Entscheidungen treffen, Papierkram erledigen. „Das ist kein Schiff hier“, sagt Buch. „Schon rein rechtlich gelten wir als ein Stück deutsches Festland.“

Auch sonst sei vieles anders als in der Seefahrt. Damals war er oft sechs Monate am Stück fort, ständig neue Häfen, ständiges Geschaukel. Sicher, seinen Diesel vermisste er als Nautiker schon, aber in der Offshorebranche wehe ein frischer Wind. Die Goldgräberzeit sei zwar vorbei, doch herrsche noch immer Aufbruchstimmung, eine Art Pioniergeist. „Hier existieren nicht so krasse Hierarchien, keine festen Traditionen wie in der Seefahrt“, erzählt Buch. „Das Wort des Kapitäns ist nicht gleich Gottes Gesetz.“

In der Windindustrie arbeiten viele Quereinsteiger. Industrielletterer, Elektroniker, Mechaniker. Freigeister sind darunter, Leute, die in ihrer Freizeit kitesurfen und klettern. Es ist das, was das Leben auf der Plattform ausmacht. Verschiedene Charaktere aus verschiedenen Berufen, Angestellte diverser Firmen treffen – im Auftrag von Vattenfall – unter einem Dach zusammen. Da sitzt der wortkarge Seefahrer neben einem jungen Elektroniker, der studierte Projektmanager neben einem Experten für Schaltschränke, eine Servicekraft aus dem Baltikum neben deutschen oder holländischen Mechatronikern. Die Vielfalt sorgt alle zwei Wochen für neue Konstellationen, die meisten mögen das. Andere Menschen, neue Gespräche. Das tägliche Einerlei eines gewöhnlichen Betriebsalltags ist hier draußen Seemeilen weit weg. Hinzu kommen die ständigen Kapriolen des Wetters, die permanente Gegenwart der See. Offshore bedeutet niemals Routine. Es ist vielmehr der ständige Versuch, Routine in eine dauerhafte Ausnahmesituation zu bringen.

Die Damen aus der Küche kommen hinzu; sie setzen sich an den Nebentisch. Nelia Narkeviciute, Marina Liovina, Vitalija Skrobot, Nijole Osipova, Lina Bauziene, alle aus Litauen. Sie arbeiten als Köchinnen und Stewardessen auf der Plattform, machen sauber, reinigen die Zimmer, waschen.

„Eine Runde Tischtennis heute Abend?“, fragt Buch hinüber. Vitalija Skrobot, über ihre Nudeln gebeugt: „Gern, aber Litauen gewinnt sowieso wieder.“

Unten auf dem Arbeitsdeck, dem *Tanks Level*, stehen drei Techniker in ihren Überlebensanzügen samt Kletterausrüstung parat, um sich per Schiff zu einer Turbine bringen zu lassen. Eine Hydraulikpumpe muss dringend repariert werden. Durch die offene Tür, die zu den Abstiegsleitern führt, pfeift der Wind. In der Ferne donnert es, am Himmel zucken Blitze. Kurz leuchten in der Weite die Reihen der Windräder auf. Eine Phalanx feiner Skulpturen mit schneeweißen Rotorblättern. Wie eine Installation moderner Kunst steckt der Windpark in der See.

Der Einsatz wird abgebrochen, das Gewitter zieht mitten über das Feld. „Offshore eben“, sagt einer der Techniker. „Rein in die Klamotten, raus aus den Klamotten. Du weißt nie, was kommt.“

Abends. Längst ist es wieder dunkel über dem Meer, nur die Seebefeuerung der Windräder blinkt in der Nacht. Tief unten, im Scheinwerferlicht der Plattform, sprudeln Schaumkronen. Die Litauerinnen besiegen Darragh Buch im Tischtennis. Im Salon mit dem Großbildschirm sitzen drei dänische Techniker auf den Sofas, scrollen sich durch Netflix. Ein deutscher kommt mit einer Tüte Chips hinzu. „Bitte nichts auf Englisch. Ich will mich heute Abend am liebsten nur noch berieseln lassen.“

Der Ton ist freundschaftlich, die Zeit der Haudegen auf dem Meer vorbei. Kein Streit, kein hierarchisches Drängeln. Jeder befolgt strikt die Regeln, die geschriebenen und die ungeschriebenen. Beziehungen auf der Plattform sind nicht verboten, aber unerwünscht. Beim Alkohol lautet die Quote: null. Wenn auf See jemand Geburtstag hat, stoßen sie mit Cola an. Für ein Fest haben sie mal eine Gitarrenattrappe aus Styropor und Silberfolie gebastelt, das höchste der Gefühle. Um halb elf waren alle in ihren Kammern.

Die Verantwortung ist groß, alle wissen das. Draußen im Windpark rotieren Gerätschaften, in die mehr als zwei Milliarden Euro investiert wurden und die jedes Jahr Einnahmen von 250 Millionen bringen. Wenn alles läuft. Da tanzt keiner aus der Reihe.

Am nächsten Morgen steigen die meisten kurz nach fünf aus den Betten, um halb sieben ist *Toolbox-Meeting*. In einige Rotorblätter sind gestern Blitze eingeschlagen, sie müssen inspiziert werden. Das Wetter soll sich halten, gegen Nachmittag aber kommt Wind, in den nächsten Tagen Sturm. Wind bis neun Beaufort, Wellen sieben Meter. Darragh Buch und Odila Gaertner stehen vor dem Bildschirm mit den aktuellen Wetterdaten. „Wir sollten schnell mit dem Troubleshooting beginnen. Die CTVs werden ab morgen alle an Land bleiben.“



Service Lead Odila Gaertner, 37, tätowiert, kurze, rotblonde Haare, ist so etwas wie die Vorzeige-Offshorearbeiterin, eine, die mit ganzem Herzen dabei ist. In ihrer Freizeit surft sie und schläft in ihrem Bus. Schon beim Abitur war sie technikinteressiert, machte eine Lehre als Kfz-Mechanikerin, lernte bei einem Schrauber für Bootsmotoren und begann eine Ausbildung zur Stuntfrau. Dann sah sie eines Tages die ersten Windräder aus der Nähe, und sie verliebte sich irgendwie in diese eleganten Geräte. „Da steckt alles drin“, sagt sie, „Motoren, Technik, Wind, Natur, Meer. Ich wusste sofort: Ich will in die Windindustrie, ich will offshore arbeiten.“ Gaertner machte ihren Meister in Mechatronik, begann bei einer kleinen Windfirma, belegte Kurse im Industrieklettern, absolvierte alle drei Level.

Heute ist sie als *Service Lead* für zwei Windparks verantwortlich, seilt sich in 100 Meter Höhe über dem Meer 60 Meter tief an den Rotorblättern hinab, führt Inspektionen durch, nimmt als technischer Supporter Bauteile ab und ist mit dabei, wenn beim Tausch von Großkomponenten 36 Tonnen schwere Getriebe ganz oben in den Gondeln der Turbinen gewechselt werden. „Wenn so ein technisch schwieriges Manöver gelingt und du dann da oben mit den anderen stehst und über das Meer blickst: Das kann ich zu Hause keinem erklären. Mich euphorisiert das.“



Als das Meeting vorbei ist, macht sich eine Crew von Technikern fertig. Ihr Auftrag: die Überprüfung einiger Rotorblätter, die beim gestrigen Gewitter möglicherweise Schaden genommen haben. Die Sonne scheint, glattes Meer. Luft sieben Grad, es wirkt fast sommerlich.

Die Männer betreten das Boot, dann geht es los, Ziel ist die Turbine SB03 im Windpark Sandbank. Immer mächtiger ragt der Turm beim Näherkommen in den Himmel. Es ist ein Windrad vom Typ SWT-4.0 130, ein aerodynamisch perfektioniertes Gebilde, dessen konisch zulaufender Tower auf einem Monopile-Fundament in 30 Meter Wassertiefe ruht und dessen Rotorblätter sich 158 Meter hoch über die Meeresoberfläche spreizen. Nabenhöhe 95, Durchmesser 130 Meter. Bemalung: lichtgraues Semi-Gloss 25-40 ISO 2813. Höher als der Kölner Dom und mit der doppelten Spannweite eines Jumbojets steigt die Windturbine aus dem Meer. Keine filigrane Skulptur mehr, sondern ein erhabener Monolith mit zyklischen Schwingen.

Das Rad schweigt, steht still. In jeder Stunde verliert es in diesem Zustand mehr als 1000 Euro. Die Techniker stehen unten auf dem *Transition Piece*, haben Werkzeuge und Teile gekrant. Von dieser Plattform aus geht es nun senkrecht nach oben. Dirk Brasch und sein Team bereiten die Packsäcke vor, sie tragen Helme, Schutzbrillen, Sicherheitskleidung. Brasch, blanker Schädel, dichter Bart, ist *Service Lead* des Sandbank-Parks, und wenn er seinen Job erklären soll, erzählt er das gleiche, was er immer seinem Sohn sagt: „Papa wohnt auf der Nordsee und baut Windmühlen.“

Was er seinem Sohn nicht erzählt: dass wenn oben einer eine Schraube fallen lässt und unten einer keinen Helm trägt, ihm diese wie eine Gewehrkugel durch den Kopf schießen würde. Brasch und seine Leute müssen die Schaltanlage checken und die Blätter nach Schäden absuchen. Ein winziger Fahrstuhl bringt jeweils zwei Männer hoch, ein offener Metallkorb, der leicht vibrierend nach oben reist. Armdicke Kabelstränge verlaufen im Inneren des Turmes, Schotts und Hydraulikleitungen sind installiert, mit Frostschutzmittel gefüllte Ausgleichsbehälter.

Zweimal muss man umsteigen, bevor man in fast 100 Meter Höhe ankommt – an der *nacelle* genannten, 140 Tonnen schweren Gondel, in der die sensibelste Technik der Windindustrie steckt.

Hydraulische Scheibenbremsen sind hier oben verbaut, Generatoren, die Windrichtungsnachführung und die Blattverstellung, Sensoren, Messinstrumente, Schaltschränke mit Mikroprozessoren – ein säuberlich arrangierter Wust aus Leitungen, Schläuchen, Fühlern und computergesteuerten Kühlsystemen. Brasch betritt die Gondel, drückt zwei Knöpfe. Die oberen Abdeckklappen fahren zur Seite wie die Ladeluken eines Spaceshuttle. Über ihm öffnet sich der Himmel. Ein leiser Wind geht, Wolken ziehen.



Brasch öffnet eine letzte Luke, steigt eine kurze Alutreppe hinauf und gelangt ins Freie: eine rot umzäunte Plattform 100 Meter über der Nordsee. Tief unten das fein ziselierte Grün der Wellen, aus dem die Turbine emporragt. Weit fällt der Blick von hier oben über das Meer und die Windparks, Schatten fliegen über die See, in der die anderen Mühlen sich verteilen wie eine Formation weißer Statuetten. Ein grotesk schönes Bild. Die vorderste Front der Technik inmitten blanker Natur.

Nicht alle dürfen hier hinauf. Die, die hochdürfen, nennen sie *ropemonkeys*, Kletteraffen. Die, die unten am *Transition Piece* arbeiten, haben andere Qualifikationen. „Kartoffelpuhler“, sagt Brasch und schiebt sich den Helm in den Nacken. Der entrückte Arbeitsplatz bringt sogar die Techniker ins Schwärmen. Brasch: „Dafür mache ich diesen Job, dafür lebe ich.“

Vor ihm biegt sich eines der 63 Meter langen Rotorblätter in die Weite, hängt im Himmel wie der Flügel eines erstarrten Albatros. Mehr als 30 Tonnen wiegt jedes dieser Blätter. Messerscharf, spiegelglatt, mit feinen Strömungsturbulatoren versehen und von der Wurzel aus in einem sich immer mehr verjüngenden Bogen geschwungen, ragen die glasfaserverstärkten Schwingen von der Nabe aus in die Luft. Majestätische Flügel, die sich bei einem leisen Lüftchen von drei bis fünf Meter je Sekunde zu drehen beginnen, deren Anstellwinkel sich dem Wind ständig anpassen und die erst bei Windstärke zehn gebremst werden müssen, damit der ganze Turm unter den enormen Fliehkräften nicht kollabiert. Im Sturm können die Enden der Rotorblätter mit 400 Kilometer in der Stunde rotieren. Brasch klettert aus der Gondel, entdeckt kleine Brandspuren an Blatt Nummer zwei. Er macht Fotos, Notizen im Tablet, ein Kletterteam wird sich demnächst um den Schaden kümmern. Die Männer prüfen noch drei Aggregate, zwei Stunden später sind sie wieder unten.

Zehn weitere Techniker sind draußen noch unterwegs, tauschen Öle und Sicherungen, tragen Korrosionsschutz auf, nehmen Erdungsmessungen vor. Zwei Transportschiffe pendeln den ganzen Tag zwischen Plattform und Turbinen, bis sich der Himmel am Nachmittag verdüstert. Auf der „MO1“ bringt Kapitän Russ eine letzte Fuhre zurück zur Station, dann will er nach Hause. „Wir werden drei Stunden brauchen bis zum Festland“, sagt er. „Zeit, dass wir abhauen. Es wird ungemütlich.“

In den nächsten Tagen kommt der Sturm. Ein massiver Westwind, Stärke acht, in Böen zehn. Immer höher baut sich das Meer auf, unten an den Pylonen brechen sich sechs Meter hohe Wellen, und noch tief im Inneren der Wohnplattform, in den Betten auf Deck 4, ist ein leichtes Zittern zu spüren.

Unten in den Büros werten die Techniker Bestandsaufnahmen aus, bestellen Ersatzteile, machen Einsatzpläne für die Tage nach dem Sturm. Im Kontrollraum steht der Däne Carsten Heide Jensen in kurzen Hosen und Sandalen vor seinen Bildschirmen und Diagrammen. Hier liegt das Gehirn des Windparks DanTysk, von hier aus überwachen Jensen und sein Kollege Robert Neumann sämtliche Systeme, bekommen Fehlermeldungen, schielen immer wieder auf die Zahlen, um die sich alles dreht: Wind, Leistung, aktuelle Stromdaten. 290 Megawatt kann der Park produzieren, 400 000 Haushalte versorgen. Die Turbinen schaffen das, sobald der Wind mit Stärke sechs weht. 80 Windmühlen, die eine Stadt wie Bochum mit Strom füttern können und die Erdatmosphäre dabei jährlich um 700 000 Tonnen Kohlendioxidemissionen erleichtern.

Jensen besitzt die Statur eines Zehnkämpfers, als Ingenieur hat er den Status *Senior Authorized Person*, und auch sein Herz schlägt für die Mission der erneuerbaren Energie. Seit sechs Jahren arbeitet er im Wind. „Es ist mein Anteil im Kampf gegen den Klimawandel. Ich glaube fest daran.“

Viele Fakten geben ihm recht. Windanlagen an Land und auf dem Meer liefern derzeit rund 16 Prozent des in Deutschland produzierten Stroms, laut Umweltbundesamt hat die Windenergie den größten Anteil am Wachstum der erneuerbaren Energien: 2017 lieferten Turbinen 106,6 Terawattstunden, so viel wie nie zuvor. Die Bundesregierung will, dass bis 2025 allein die Windräder auf See einen Anteil von 15 Prozent des deutschen Stroms erzeugen. Und laut einer Studie des Global Wind Energy Council könnte 2030 sogar ein Fünftel des weltweit benötigten Stroms aus der Kraft des Winds stammen.

Die Vorteile der so gewonnenen Energie liegen auf der Hand: Nachschub gibt es unendlich viel, Emissionen gar keine. Nur bei der Errichtung und Wartung der Anlagen entstehen geringe Schadstoffmengen. Nachteil ist, dass der Wind nicht immer konstant weht und seine Energie sich nicht speichern lässt, sondern direkt in Strom umgewandelt werden muss. Umweltorganisationen wie Greenpeace plädieren daher für dezentrale Lösungen, möglichst viele kleine Solaranlagen auf unseren Häusern, dazu Biomasse, Erdwärme, Wasserkraft. Große Turbinenparks sollte es – nach dem Willen von Greenpeace – nur wenige geben. Am besten nur dort, wo sie weder Natur noch Mensch stören oder beeinflussen.

Unter dem Strich aber darf sich Carsten Jensen auf der richtigen Seite fühlen: Wind ist gut. In diesen Tagen des Sturms öffnet sich kaum eine der Stahltüren der Plattform, und wenn einer kurz nach draußen muss, werden ihm die Türen beinahe aus den Händen gerissen. Für Montag und Dienstag sind alle Hubschrauberflüge gestrichen. Zu tief drückt die Wolkendecke auf die See. Die Basis ist nunmehr sich selbst überlassen, ein einsames Haus auf Stelzen, umbrandet vom Meer.

Drinne wird unbeirrt weiter gearbeitet. Odila Gaertner bereitet die Logistik für einen weiteren Großkomponententausch vor, Carsten Jensen steht in Shorts vor seinen Messwerten, die Damen aus Litauen kümmern sich um die drei Höhepunkte des Tages: Frühstück, Mittag, Abendessen. Das große Thema an den Tischen ist nicht mehr die stürmische See. Es ist das Land. Wann geht es endlich nach Hause?



Erst am Mittwochmorgen bricht der Hubschrauber aus den tiefen Wolken, landet brüllend auf dem großen H des oberen Decks. Nelia Narkeviciute, Marina Liovina, Darragh Buch und Alex Beier werden da oben fast von der Plattform geweht, als sie sich in ihren Überlebensanzügen parat machen zum Einsteigen. Zurück nach Hause, zurück auf die Erde.

Es dauert keine fünf Minuten. In einer weiten nördlichen Kurve fliegt der Helikopter mit ihnen davon, während unten die Turbinen im stürmischen Meer stehen. Und sich drehen, als sei es nichts.